

Kirche als Zeugin der Freiheit, Mutmacherin und Horizonterweitererin

***Bischof Benno Elbs und Caritas-Präsident Michael Landau im
Gespräch mit Regina Polak***

„Kirche der Armen“: Fundamentales Selbstverständnis und differenzierte Praxis

Polak: Papst Franziskus wünscht sich eine Kirche der Armen. Teilen Sie diesen Wunsch? Und: Was darf man sich darunter vorstellen – insbesondere für Europa?

Landau: Ich bin nicht nur als Verantwortlicher der Caritas, sondern auch ganz persönlich als Mensch sehr dankbar für Papst Franziskus. Und selbstverständlich teile ich seinen Wunsch nach einer Kirche der Armen – nach einer Kirche, die sensibel ist an den Rändern der Gesellschaft und an den Rändern des Lebens. Gott zeigt sich ja schon im ersten Bund als der, der den Schrei der An-den-Rand-Gedrängten hört. Er hat sein Volk getröstet und sich seiner Armen erbarmt, heißt es etwa. Und in weiterer Folge ist auch klar: Eine Kirche der Armen ist eine an Jesus orientierte Kirche. Johannes XXXIII. war der Erste, der explizit von einer Kirche der Armen gesprochen hat. Und heute ist für Franziskus diese Kirche der Armen ein Herzstück seiner Kirchenvision. Das heißt: Auch der Papst vom anderen Ende der Welt, wie er sich selbst scherzhaft bezeichnet hat, steht damit in einer guten Tradition. Vor demselben Hintergrund ist auch eines der zentralen Leitmotive der Caritasarbeit zu sehen: Not sehen und handeln. Das ist nicht nur eine Kurzformel für unsere Arbeit, sondern auch eine taugliche Kurzformel, die für den Kernauftrag des Evangeliums insgesamt stehen kann: Das Ja des Menschen zu Gott fordert zugleich ein Ja zu Welt und Mitmensch. Ich bin überzeugt: Eine Kirche, die in dieser Tradition steht, ist in der Gegenwart und Zukunft gefordert. Eine solche Kirche muss ermutigen und entängstigen. Sie muss einen weiten Horizont offen

halten, im Sinne von Johann Baptist Metz: „Es gibt kein Leid in der Welt, das uns gar nichts angeht.“ Aber sie muss auch Unrecht als das benennen, was es ist: als Ärgernis, zu dem wir als Christen nicht schweigen können und nicht schweigen dürfen. Ich glaube, dass der Appell des Papstes an seine Kirchenoberen und an letztlich alle Gläubigen lautet, immer wieder die eigene Komfortzone zu verlassen, sich der Welt stärker auszusetzen und sich dabei vor allem an die Seite der Ausgegrenzten, der an den Rand gedrängten Menschen zu stellen. Ganz einfach, weil eine leidunempfindliche Kirche aufhört, Kirche Jesu Christi zu sein. Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.

Und blicken wir nach Europa, so gilt auch hier: Die Zukunft des Europäischen Friedensprojektes wird zu allererst überall dort auf die Probe gestellt und entscheidet sich, wo Armut – auch innerhalb Europas – spürbar wird. An den Rändern der Gesellschaft und des Lebens. Ich erinnere daran, was Kardinal Schönborn im Umfeld der Bundespräsidentenwahl 2016 gesagt hat: Noch vor dem Brexit hat er davor gewarnt, die europäische Einigung zurück zu buchstabieren. Globale Herausforderungen wie Armut, Dürre und Krieg machen an Grenzen nicht halt. Wir benötigen hier keine nationalstaatliche Kraftmeierei, sondern europäische und letztlich globale Antworten. Und Europa wird nur dann eine gute Zukunft haben, wenn es sich darum bemüht, diese globalen Antworten mit zu buchstabieren. Dies gilt auch für die Kirchen. Auch sie sind gefordert, eine menschenwürdige Zukunft mitzugestalten – in einem weiten Horizont der Hoffnung. Papst Franziskus hat das ja in mehreren Reden deutlich gemacht.

Elbs: Den Wunsch von Papst Franziskus nach einer armen Kirche für die Armen teile ich. Ich möchte mit einer kleinen Erfahrung einsteigen. Als ich zum Bischof ernannt worden bin, war da gerade diese Geschichte mit Limburg – von außen gesehen, ein großer Kontrast zur Kirche der Armen. Dazu gab es entscheidende Fragen von den

Journalisten: Wie lebt ein Bischof? Wie schaut das Haus aus? Welches Auto fährt er? Also: Wie kann ein doch im Weltverhältnis reicher Mitteleuropäer glaubwürdig das Evangelium leben? Es hält mich immer noch sehr unruhig, diese gute Balance zu finden zwischen einem Leben, wie es von der Aufgabe her erforderlich ist, und auf der anderen Seite dieses Ideal der Armut, der armen Kirche für die Armen. In dieser Spannung lebe ich. So erlebe ich das auch. Ich bin dann auch nicht ins Bischofshaus eingezogen, sondern in der Wohnung geblieben, in der ich vorher gelebt habe. Dazu beschäftigen mich einige Gedanken persönlich. Das eine ist die Frage: Ist eine arme Kirche eine Hilfe für die Armen?

Aus europäischer Sicht glaube ich, dass eine arme Kirche ohne materielle Güter keine Kirche für die Armen ist. Ohne Geld verliert die Kirche ihre institutionelle Kraft, um den Armen zu helfen, die Ungleichheit in der Welt zu bekämpfen, Anwältin für die Armen zu sein. Hilfsinitiativen innerhalb der Kirche, die so arm sind wie die Armen, können keine Hilfe leisten. Pedro Arrupe, ehemaliger Generaloberer der Jesuiten, versucht mit „jesuitischer Weisheit“ das Anliegen des Papstes zu übersetzen: „Es müssten alle *für* die Armen sein, viele *mit* den Armen und einige *wie* die Armen.“ Und das ist auch für mich der Ansatz. Alle *für* die Armen, das heißt, die Armen im Blick haben, an die Ränder schauen, für die Armen da zu sein. Viele *mit* den Armen: Das können nicht alle machen, aber es gibt viele Menschen, die mit den Armen leben, die mit den Armen unterwegs sind. Ich denke da jetzt besonders auch an die Caritas, also die Institution, eine Herzkammer der Kirche, die für die Armen schlägt. Und einige *wie* die Armen. Da denke ich jetzt zum Beispiel an Ordensgemeinschaften oder die Bettelorden in der Kirchengeschichte, die es immer schon gegeben hat. Auch heute gibt es Ordensgemeinschaften oder neue Bewegungen, die ganz entschieden leben wollen wie die Armen. Aber das geht nicht für alle. Darum gefällt mir diese Aufteilung, diese differenzierte Sicht dieses Themas.

Und ein zweiter Gedanke zur reichen Kirche: Sie ist reich an Intellektuellem, an Geschichte, an Theologie. Sie ist reich an Beziehungen, an Netzwerken in die verschiedensten sozialen, politischen Institutionen. Wir könnten vieles nicht tun für die Armen, wenn wir nicht in diesem Sinn reich wären. Wir sind auch reich an Engagement für die Welt, für soziale Gerechtigkeit, für die Armen und dieser Reichtum hat seinen Wert. Reichtum ist dann legitim, wenn er in diesem Sinn ein Für hat.

Landau: Ich möchte das mit Johannes Chrysostomos unterstreichen: „Die eigenen Güter nicht mit den Armen zu teilen, bedeutet, diese zu bestehlen und ihnen das Leben zu entziehen. Die Güter, die wir besitzen gehören nicht uns, sondern sie gehören ihnen. Die Erde ist für alle Menschen da, nicht nur für die Reichen.“ Schon die Kirchenväter sind also hier sehr klar und nehmen den Einzelnen, die Gemeinschaft, die Kirche insgesamt auch ein Stück weit in die Pflicht. Papst Franziskus scheint hier anzuschließen – auch mit seiner Kritik an der Kirche selbst. Oft habe ich den Eindruck, dass die Bischöfe mit Franziskus ihren schärfsten Kritiker an die Spitze der Kirche gewählt haben. Als er damals, im Frühjahr 2013, auf den Balkon des Petersdoms hinaustrat und die Gläubigen mit einem einfachen „Buona Sera“ begrüßte, da konnte man bereits erahnen, dass die Dinge in Bewegung geraten würden. Gästehaus statt apostolischem Palast. Kleinbus statt Limousine. Einfaches Gewand statt päpstlichem Ornat. Auch ich verstehe den Reichtum der Kirche zuallererst im Einsatz füreinander und in dieser Dimension von Nächstenliebe und Solidarität. In den Obdachlosenquartieren oder in den Flüchtlingsunterkünften. In den pfarrlichen Caritas-Projekten oder in unseren Mutter-Kind-Häusern. In der Pflege, im Hospiz oder in den Arbeitslosenprojekten. Lebendige Gemeinden sind so etwas wie Kraftwerke der Solidarität und Nächstenliebe.

Das gilt übrigens auch umgekehrt: Wo Pfarrgemeinden sich in den Dienst nehmen lassen, kann das eine ungeheuer verlebendige Kraft haben. Manchmal bringt die Aufnahme von

zwei, drei Flüchtlingsfamilien mehr Lebendigkeit in eine Gemeinde als eine Menge kluger Seminare.

Zwischen solidarischem Grundwasserspiegel und notwendigem Widerspruch gegen die Ökonomisierung des Menschen

Polak: Grundsätzlich stimme ich Ihnen zu. Aber bringt die Kritik an diesem Selbstverständnis nicht doch auch berechtigte Einwände? Zum einen: Papst Franziskus erfährt in Europa von vielen Katholiken und von vielen Menschen aus der Wirtschaft massiven Widerspruch. Seine Kritik am Kapitalismus sei übertrieben und nicht gerechtfertigt. Er habe keine Ahnung von wirtschaftspolitischen Zusammenhängen. Täusche ich mich, wenn ich den Eindruck habe, dass seine Europareden in unseren Breitengraden so gut wie gar nicht rezipiert worden sind? Gibt es da nicht massive gesellschaftliche und kirchliche Vorbehalte gegenüber Papst Franziskus? Worauf sind diese zurückzuführen? Zum zweiten: Eine repräsentative Studie der Universität Bielefeld über zehn Jahre hinweg hat gezeigt, dass in Deutschland 40% der befragten Menschen der Ansicht sind, es gibt Menschen, nämlich die Armen, die weniger nützlich seien als andere, und daher solle der Staat in die Armen nicht zu viel investieren. Der Anspruch, den Sie beide formulieren, scheint gesellschaftlich nicht mehr gedeckt. Was sagen Sie zu diesen Einstellungsverschiebungen, die viel mit Ökonomisierung zu tun haben? Und wie kann man das ändern? Oder stimmen Sie mir gar nicht zu?

Elbs: Ich befürchte, dass die Diagnose stimmt und das ist für mich gleichzeitig auch der Grund des Widerspruchs. Ich glaube, dass aus der in der Studie zutage tretenden Haltung heraus die Armen natürlich nicht so gerne gesehen werden. Das ist der Punkt. Und die Armen haben keine Lobby, keinen Anwalt. Papst Franziskus sehe ich schon als Anwalt für diese Menschen. Die größte Form der Armut ist das Unerwünschtsein, wenn ich etwa an die Asylsituation oder an

alte Menschen denke. Papst Franziskus stellt Menschen, die unerwünscht sind, die nicht gesehen werden, die an den Rand gedrängt werden, in den Mittelpunkt. Das ist sein Ansatz und das ist natürlich auch die große Provokation.

Daneben schätze ich den Ansatz, sich die Frage zu stellen, was sich die Armen selber wünschen. Eine Botschaft, die ich aus Gesprächen mit Menschen in Not mitgenommen habe, war der Wunsch, dass ihnen die Kirche glaubwürdig zur Seite steht, sie in den Blick nimmt, sie nicht an den Rand schiebt. Die Kirche muss die Menschen wie ein Bergführer eine Zeitlang an der Hand nehmen, aber mit dem großen Ziel, dass man dann selbst wieder weitergehen kann. So wird die Würde des Menschen in den Blick genommen.

Bischof Kamphaus hat einmal die Frage gestellt: „Hast Du Freunde bei den Armen?“ Und das ist für mich auch persönlich eine Frage, die mich immer beschäftigt: Hast Du Freunde bei den Migranten? Hast Du Freunde bei den Asylsuchenden, bei den Armen? Ich meine, ich kann als Mensch nur eine bestimmte Menge persönlich verkraften. Das ist klar. Aber, wenn ich bei den Menschen, die in dem Sinn arm sind, Freunde habe – und Freund sein heißt ja, dass man den anderen Menschen auch als ganze Person wahrnimmt, wertschätzt, in den Blick nimmt – dann verändert sich die Einstellung zu diesem Menschen.

Landau: Wir sind als Caritas zu allererst Praktiker. Wenn ich etwa an die Wiener Obdachloseneinrichtung Gruft denke, dann sehe ich Not, die es auch hier bei uns gibt. Wenn wir dort jährlich mittlerweile weit über 100.000 warme Mahlzeiten ausgegeben haben, dann ist das nicht nur Ausdruck von Not, sondern auch Ausdruck geleisteter Hilfe. Hier möchte ich der Umfrage also ein Stück weit widersprechen. Denn ich sehe nicht nur große Not an den unterschiedlichsten Orten. Ich sehe auch bei zunehmend mehr Menschen die Bereitschaft, sich für andere Menschen zu engagieren. Ich denke etwa an die 50.000 Freiwilligen, die alleine bei der Caritas in ganz Österreich im Einsatz sind. All diese

Menschen setzen sich für andere ein. Abseits großer Bühnen und abseits des Scheinwerferlichts. Tag für Tag. Still und unaufgeregt. Für Notleidende, für geflüchtete Menschen, für Menschen, die alt und pflegebedürftig geworden sind oder für Menschen am Ende des Lebens in der Hospizarbeit. Das alles zeigt: Es gibt schon auch einen soliden Grundwasserspiegel an Nächstenliebe und Solidarität. Wo Menschen bereit sind, das Antlitz eines anderen, die Not eines anderen zu sehen, ist Solidarität die Folge. Die Gruft hat vor etwas mehr als einem Vierteljahrhundert ganz klein angefangen. Damals hat eine Schulklasse in der Pause Brote für obdachlose Menschen gestrichen. Doch die Idee und der Einsatz sind gewachsen. Von Jahr zu Jahr bis heute. Heute ist dieses Haus an 365 Tagen im Jahr offen. Unter Tags und in der Nacht. Ein Ort, an dem sich viele Menschen ausruhen können, wo sie ihre Wäsche wechseln, wo sie sich waschen können. Ein Ort der Hoffnung und der Zuversicht. Vielleicht auch ein Ort der persönlichen Umkehr – zurück in die Mitte der Gesellschaft. Ich halte auch die Frage für ganz wesentlich, wie es uns gelingt, nicht nur *über*, sondern auch *mit* den Armen, *mit* den Anden-Rand-Gedrängten ins Gespräch zu kommen und gemeinsam die Dinge zu artikulieren, die Sorgen, die da sind, aber auch die Veränderungen, die notwendig sind. Hilfe zur Selbsthilfe – das ist das Ziel. Auf Augenhöhe mit den Betroffenen. Und auf der Höhe der Zeit und des Evangeliums. Ich erinnere mich etwa an eine Pressekonferenz, die wir im Bereich Menschen mit Behinderungen mit Interessensvertreterinnen und Interessensvertretern gemacht haben, wo die Menschen selbst, die Interessensvertreterinnen, die mittlerweile in allen Einrichtungen des Bereichs gewählt werden, ihre Anliegen artikuliert haben. Und da gehört dazu, dass sie in einem Spital oder von einem Arzt direkt angesprochen werden wollen; dass nicht mit ihren Betreuerinnen und Betreuern gesprochen wird, dass sie nicht geduzt werden wollen, sondern auch mit „Sie“ angesprochen werden.

Ich glaube, wenn Menschen hier ihre eigenen Anliegen selbst artikulieren, gewinnt das eine ganz neue Überzeugungskraft und dafür Räume und Möglichkeiten zu eröffnen, das, glaube ich, ist ein Auftrag, der heute da ist.

Papst Franziskus fordert genau das auch ein und löst damit natürlich Widerspruch aus. Dann, wenn er daran erinnert, dass es auch Profiteure des Ausschlusses der Armen gibt. Oder dort, wo er vor einer Globalisierung der Gleichgültigkeit warnt. Es geht ihm meines Erachtens nie um blinde Wirtschaftsschelte, wie ihm gerne von Kritikern unterstellt wird. Er ruft uns lediglich in Erinnerung, dass es etwa Arbeit und Wirtschaft um der Menschen willen gibt und nicht umgekehrt. Hier Menschen zu ermutigen, hinzuschauen, auch daran zu glauben, dass Veränderung möglich ist, das scheint mir ein wesentlicher kirchlicher Auftrag und ein zentraler Auftrag der Caritas zu sein. Denn die Gerechtigkeit einer Gesellschaft muss sich immer daran messen lassen, wie in dieser Gesellschaft mit den Schwächsten umgegangen wird. Und die Frage, vor der wir stehen und vor die der Papst uns immer wieder neu stellt, ist: Gelingt uns eine Balance von Wirtschaft, Sozialem und Umwelt, und zwar in einer Weise, die nicht zu Lasten der Armen und die auch nicht zu Lasten künftiger Generationen geht?

Mir fällt dazu auch Kardinal König ein, der gesagt hat, der Kirche kann es nicht gleichgültig sein, wie die Welt aussieht, in der die Menschen leben. Sie kann nicht die Augen verschließen vor dem Elend in der Welt, vor dem Hunger, vor dem Hass, vor dem Krieg, auch nicht vor der Ausbreitung dieser Übel in ihren vielfältigen Formen. Das heißt, wenn wir auch als Kirche, als Caritas, als Teil der Kirche daran erinnern, dass es auch bei uns Menschen gibt, die an den Rand gedrängt werden, denen Zukunft verweigert wird, dann ist dafür in einer wohlhabenden Gesellschaft der Applaus verschiedentlich enden wollend. Aber wenn die Kirche nicht mehr mahnt, wer soll es dann noch tun? Es ist und bleibt einer unserer zentralen Aufträge. Ein Auftrag,

mit dem man sich nicht nur beliebt macht, der manchmal auch ungemütlich sein mag, aber permanente Gemütlichkeit ist ohnedies nicht Gegenstand der biblischen Verheißung.

Elbs: Noch ein kleiner Gedanke dazu: Ein Wort, das in diesem Zusammenhang vom Papst immer wieder kommt, ist „diese Wirtschaft, die tötet“. Das ist natürlich eine provokante Aussage. Die Themen, die da angesprochen werden, sind Klimawandel, Spekulation auf Lebensmittel, Finanzkrise, Finanzblasen. Da merkt man schon, dass Papst Franziskus kein sozialer Träumer ist. Hier wird die Ungleichheit zwischen den Menschen so weit in die Höhe getrieben, dass einige Menschen drohen, zu Müll zu werden. Einfach getötet und weggeworfen werden im Bewusstsein der anderen Menschen. Wenn man mit Leuten redet, die im Innersten der Wirtschaft tätig sind, geben manche das durchaus zu. Wir sind konfrontiert mit Klimawandel, Finanzspekulationen usw., zugleich weiß niemand so richtig, wie wir da im Großen wieder herauskommen. Papst Franziskus legt da den Finger sozusagen auf die Wunde und spricht die Dinge an. Das provoziert Widerspruch.

Der Einsatz für die Armen kann glücklich machen

Polak: Wenn ich Ihnen beiden zuhöre, nehme ich zwei Pole wahr. Zum einen eine sehr klare Benennung der strukturellen und persönlichen Ursachen, die zur Armut führen, also das Prophetische, das auch die Übel beim Namen nennt. Gleichzeitig habe ich aber auch den Eindruck gewonnen, dass es in Ihrem Engagement eine Art von spirituellem „Gewinn“ gibt, zum Beispiel mit Armen befreundet zu sein. Da gibt es offensichtlich auch etwas Bereicherndes an Ihrer Arbeit und Ihrem Einsatz. Könnten Sie zu dieser positiven Dimension noch Genaueres sagen? Ich spüre, dass der Einsatz für die Armen für Sie nicht nur eine mühsame Last ist, sondern dass es da etwas gibt, das Sie auch glücklich macht. Oder täusche ich mich?

Landau: Manche glauben, Caritas ist ein Gemälde grau in grau, sozusagen die Abteilung Gram und Leid in der Gesellschaft. Ich bin überzeugt, das Gegenteil stimmt. Für mich hat Caritas mit der pfingstlichen Dimension des Glaubens zu tun, mit Buntheit, Vielfalt, Freude – bei allem, was manchmal schwierig sein mag. Und im Blick auf Kontroversen: Manchmal ist auch Reibung eine Form von Energie. Aber es geht noch um eine andere Schichtung: Wenn ich mir etwa das Schreiben „*Evangelii Gaudium*“ von Papst Franziskus anschau, dann macht dieser Text ja deutlich, dass er nicht nur die Gläubigen auf den rechten Weg bringen, sondern vor allem auch die Kirche neu und an ihrem Ursprung ausrichten möchte. Er sagt: „Mir ist eine verbeulte Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straße hinausgegangen ist, lieber als eine Kirche, die aufgrund der eigenen Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit sich an die eigene Sicherheit zu klammern, krank ist.“ Eine Kirche, die nur um sich selbst kreist, ist eine Kirche, die eng und krank wird. Ich habe durchaus immer wieder das Gefühl gehabt, dass auch die Kirche ihrerseits in der Vergangenheit vor allem auf jene Fragen geantwortet hat, die ihr niemand gestellt hat. Aber dass sie auf Fragen, die anstanden, Antworten schuldig geblieben ist. Natürlich kann man sich mit Fragen der Sexualmoral auseinandersetzen, aber ich denke, es ist deutlich fruchtbarer und mehr am Wort und Beispiel Jesu orientiert, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wie es möglich wird, dass möglichst alle Menschen ein selbstbestimmtes und ein Leben in Würde führen können. Ich spüre, dass beim Nachgehen dieser Fragen der Atem tiefer und der Blick weiter wird. Dass die Kirche hier mehr ein Stück von dieser befreienden Kraft entfaltet und Horizonterweiterin sein kann. Das ist auch meine eigene Erfahrung – die Erfahrung, dass Gott uns in dieser Wirklichkeit begegnet, hier und heute. Das hat für mich mit dem Kern von Glaube zu tun.

Elbs: Es gibt viele Formen von Armut. Novalis hat einmal gesagt: „Die Liebe ist der Endzweck der Weltgeschichte, das Amen des Universums.“ Und wenn man mit dem Sinn der Weltgeschichte in Berührung kommt, das heißt, wenn man liebt, für andere da ist, dann berührt man den Sinn der Weltgeschichte. Und das ist für mich das Schöne, weil ich dann mindestens das Gefühl habe, das, was ich tue, ist sinnvoll. Gestern war ich zum Beispiel bei einer Feier „50 Jahre Lebenshilfe in Vorarlberg“ und da war ein schönes Programm mit Menschen mit Beeinträchtigungen. Ich war zu Tränen gerührt, wie diese „scheinbar Armen“ wirklich reich sind und uns beschenkt haben mit Freundlichkeit, mit Direkt-Anreden, mit Umarmung, mit Freude. Das erlernt man in der sogenannten heilen Welt oder der sogenannten reichen Welt sicher weniger. Oder der Satz von Hilde Domin: „Der kostbarste Unterricht ist der Unterricht an Sterbebetten.“ Wenn man als Priester an einem Sterbebett steht, wo Schwachheit im extremsten Sinn sichtbar wird, nämlich ausgeliefert zu sein, sich voll beschenken lassen zu müssen, nichts mehr selber tun zu können – und dann erlebt, was einem zugleich von Menschen an Hoffnung, an Vertrauen entgegenkommt, das ist einfach unvorstellbar. Ich ging oft beschenkt weg. Und solches Begleiten macht mir auch deshalb Freude, weil es mich immer wieder daran erinnert, gerade im Umgang mit Menschen – ich sage das jetzt bewusst unter Führungszeichen – die „arm“ sind, die bringen mich auf die Fragen nach dem tiefsten Sinn meines Lebens, was im Leben wirklich zählt. Wenn man sich die Frage stellt, was im Leben wirklich zählt, dann kommt man einfach auf Themen wie Beziehung, Getragen-Sein, Vertrauen, Geliebt-Sein, Liebe. Das erlebe ich im Kontakt mit Menschen, denen ich helfen darf, und die dann aber dadurch auch mich beschenken. Die Beziehung ist nicht asymmetrisch. Da bekommt man so viel geschenkt und darum macht mir das so unendlich viel Freude.

***Landau:* Ich glaube: Niemand kommt auf die Welt mit dem Plan, am Ende der Wohlhabendste am Friedhof zu werden, sondern**

im Leben geht es doch um wesentlich andere Dinge. Das kann einem aufgehen in der Begegnung mit Menschen, die hochbetagt sind. Ich bin selbst Seelsorger in einem unserer Seniorenhäuser, und die Begegnung dort, das ist immer wieder eine ganz bewegende und auch beglückende Erfahrung. Auch die Auseinandersetzung mit dem Tod, mit der eigenen Sterblichkeit, ist ja nicht zuletzt auch eine Einladung, sich die Frage zu stellen, ob man heute schon so lebt, wie man am Ende seines eigenen Lebens gelebt haben möchte. Und wenn nicht, wann wäre es an der Zeit, etwas zu ändern? Was sind die Dinge, die in dieser Perspektive Bedeutsamkeit haben?

Die theologische Bedeutung von Armut

Polak: Ich würde Sie gerne auch als Theologen ansprechen. In der christlichen Tradition gibt es ja diese Spannung, dass Armut einerseits ein Übel ist, das bekämpft werden muss, und andererseits ein spiritueller Wert als Lebensform, Lebensstil – so wie Sie, Herr Bischof, das zuvor thematisiert haben. Können Sie zu diesem Spannungsfeld als Theologe jeweils den einen oder anderen Gedanken formulieren? Was hat das alles außerdem mit Gott zu tun? Mir ist diese spezifisch christliche Spannung auch deswegen so ins Auge gestochen, weil es zum Beispiel in der jüdischen Tradition dieses Ideal des Arm-Lebens nicht gibt.

Landau: Ich glaube wie Bischof Benno auch, dass die kirchlichen Orden durch ihre Lebensweise einer Gesellschaft dabei helfen können, den Geist für jene offen zu halten, die sich ihre Armut nicht selbst ausgesucht haben. Sie können empfindlich machen für das Leid derer, denen der Zugang zur Mitte der Gesellschaft verweigert wird, aber vielleicht empfindlich auch für unseren eigenen Reichtum. In diesem Sinne ist das Leben der Orden also auch mögliches Mittel gegen eine spürbare Leidunempfindlichkeit unserer Gesellschaften. Eine Leidunempfindlichkeit, vor der ja auch Papst Franziskus immer wieder warnt, wenn er von einer drohenden „Globalisierung der Gleichgültigkeit“ spricht. Die

Lebensweise der Orden hat neben der praktischen Bedeutung aber auch ein stark spirituelles Moment. Denn für die Lebensweise Orden gilt, was letztlich für Arbeit mit Armutsbetroffenen insgesamt Gültigkeit besitzt: Beides ist immer auch gespürte Erinnerung daran, dass wir alle vor Gott gleich in der Würde sind, dass wir alle Beschenkte und in dem Sinn gleichzeitig selbst auch Bedürftige sind. Ich erfahre das etwa in unserer Obdachlosengemeinde. Das ist ein ganz großes Geschenk. Es geht um Empfindsamkeit für das Leid und um die Bereitschaft, das Leid, das wir abschaffen können, auch tatsächlich abzuschaffen. Aber auch dort zur Seite zu stehen, wo es ein Stück weit um stille Solidarität des Mitgehens geht. Das, glaube ich, ist in diesem Armutsideal für mich ein Stück weit mitgemeint. Auch Mitgehen und Mittragen, nicht wegschauen, nicht weggehen, sondern bleiben.

Elbs: Ich glaube, dass Armut etwas mit meiner persönlichen Spiritualität zu tun hat. Wenn ich versuche, einfach zu leben, dann erhöht das die innere Freiheit und die Indifferenz. Und das ist für mich schon ein spirituelles Ideal. Ein Mensch ist dann glücklich, wenn er eine innere Freiheit gegenüber dem Materiellen hat. Mich erinnert das an das schöne Bild, das Viktor Frankl verwendet hat: Das Glück ist wie ein Vogel, der sich auf deine Hand setzt, und wenn du versuchtest, den Vogel zu greifen, festzuhalten, dann entfliegt er dir, dann ist er weg. Diese Haltung zum Materiellen ist für mich bereits eine Theologie der Armut. Deshalb ist Gier eine zerstörerische Kraft in der Welt. Klimawandel, Armut, also strukturelle Armut, wirtschaftliche Ausbeutung, das hat ja alles mit Gier zu tun, nämlich mit dem Wunsch, das Glück im Grunde genommen fest zu halten. Deshalb ist für mich die spirituelle Haltung der Armut eine innere Freiheit gegenüber dem Materiellen. Ein zweiter Gedanke ist der, dass Armut etwas zu tun hat mit der Orientierung am Ewigen. Woran binde ich mein Herz? Mancher bindet sein Herz vielleicht an eine Bank, der andere an den Ferrari, der Dritte an die Yacht oder sowas.

Aus theologischer Sicht bemühen wir uns, das Leben als Ganzes zu sehen und nicht nur um die paar Jahre, die wir auf der Erde leben, sondern glauben, dass das Glück etwas zu tun hat mit Auferstehung, mit Geborgensein in Gott und mit diesem Leben mit Gott und in Gott.

Ein theologischer Grundgedanke sind für mich auch die Seligpreisungen, wo für Jesus die Armen eine zentrale Rolle spielen: Selig die Armen im Geiste, die Barmherzigen, die Trauernden, also diejenigen, die sich im Grunde genommen nicht auf das Materielle verlassen. Dabei gilt: Alle diese Dinge, die ich jetzt gesagt habe, kann ich nur mir selber sagen und nicht dem andern. Aus meiner Sicht hat die Haltung des Barmherzigen Samariters Verfassungsrang im Leben der Kirche. Wenn dem so ist, kann ich anderen nicht einreden: „Du, sei froh, dass Du arm bist. Sei froh, dass Du krank bist. Sei froh, dass Du dieses oder jenes hast. Das macht Dich freier, glücklicher usw.“ Das wäre zynisch. Ich kann das nur mir selber sagen. Dem anderen in Not habe ich beizustehen, zu helfen, mich ihm zuzuwenden. Das ist für mich die theologische Grundhaltung, die Haltung Jesu. Alles, was wir tun, muss in der Rufweite Jesu sein. Bei Jesus geht es um das Aufrichten. Das ist für mich die Grundhaltung, wie sie etwa Mutter Teresa folgendermaßen ausdrückt: „Achte darauf, dass ein Mensch nach einer Begegnung mit Dir reicher ist als zuvor.“ Das muss im Blick auf Jesus die theologische Grundhaltung gegenüber jedem Menschen sein.

Und schließlich: Im Grunde genommen ist jeder in irgendeiner Phase seines Lebens ein Armer oder eine Arme. Ich habe mich selbst auch oft schon als arm erlebt, mit dem Geld jetzt nicht so, aber es gibt ja auch andere Armutsformen. Dann war ich natürlich auch sehr dankbar, wenn jemand gekommen ist und ich nach der Begegnung mit diesem Menschen einfach reicher war als zuvor oder weniger arm. Das ist für mich die Grundhaltung. Für mich selbst kann ich sagen: innere Freiheit, Indifferenz, Orientierung an Gott, Orientierung

am Ewigen. Dem anderen gegenüber gilt aus meiner Sicht theologisch eindeutig die Haltung des Aufrichtens und des Dafür-Sorgens, d. h., sich darum zu bemühen, dass er nach der Begegnung mit mir reicher ist als zuvor.

Landau: Dieses dahinterliegende Motiv von Freiheit und Befreiung zieht sich letztlich wie ein roter Faden durch die Texte der Bibel. Es ist ein Stück weit ein handfester gesellschaftlicher Auftrag, etwa wenn Jesaja vom Zerschneiden des Jochs der Unterdrückung spricht. Also, wie kann das, was ich tue, dazu beitragen, dass für möglichst alle Menschen in der Welt ein Stück Vorgeschnack von Perspektive und von Hoffnung da ist? Und dieses Verb des Aufrichtens ist eines, das sehr schön und sehr jesuanisch ins Wort bringt, dass jeder und jede von uns an der Stelle, wo er oder sie gerade steht, Welt ein Stück weit verändern kann. Dieser Versuch und dieser Auftrag haben auch mit frohem und gelungenem Leben zu tun. Der Weg zum gegliückten Leben besteht ja nicht nur darin, sich um das eigene Glück, sondern sich eben gerade auch um das Glück der anderen zu kümmern. Und das hängt mit dieser Grundverfasstheit des Menschen zusammen, dass wir von unserem Wesen her aufeinander und letztlich, würde ich als Christ sagen, auf Gott verwiesen sind, dass wir einander wesentlich brauchen. Wir verdanken uns anderen, und wir werden mehr wir selbst, indem wir uns auf andere und auf die Welt einlassen.

Herausforderungen für Österreich und Europa und Wünsche an die Kirchen

Polak: Abschließend stelle ich Ihnen die Frage, vor welchen konkreten Herausforderungen Sie mit Blick auf Armut Österreich und Europa in den nächsten Jahren sehen. Was wünschen Sie sich in diesem Zusammenhang von der Kirche und den Gläubigen in Österreich?

Elbs: Ich glaube, dass die Zukunft Europas und die Zukunft der Welt von Empathie abhängen. So war etwa der Physiker Stephen Hawking davon überzeugt, dass die Empathie das Zukunftsthema der Welt ist. Ähnlich die Europarede von Papst Franziskus, dieser Traum von Europa, wo Familien Platz haben, wo die alten Menschen Platz haben, wo Menschen mit Behinderungen Platz haben. Von der Kirche erwarte ich mir in diesem Zusammenhang das, was ich mir von mir selbst erwarte: dass ich in diesem Thema immer unterwegs und unruhig bleibe. Das Reden über das Thema Armut stresst immer, weil es nie abgehakt ist, weil mir jeden Tag neue Formen von Armut begegnen, eine neue Frage, ein neuer Blick auf das eigene Leben. Deshalb ist für mich das eine wichtige Thema dieses Unterwegs-Bleiben, das Auf-dem-Weg-Sein, also sozusagen mit dem inneren GPS, das den Blick auf Christus hat. Das andere Thema – was ich mir also wünschen würde von den Christen: ständig ein hörendes Herz zu haben. Und schließlich geht es um die jesuanische Grundhaltung des Aufrichtens. Um die Logik des Herzens. Wenn das jeder Mensch probiert, dann bin ich voll Gelassenheit und Vertrauen für die Kirche, für die Armen und auch für die Zukunft unserer Welt.

***Polak:* Und welches sind die drei wichtigsten Herausforderungen, die Sie sehen?**

Elbs: Ich würde sagen: Für Europa, für die Welt geht es um das Erreichen dieser inneren Haltung, nämlich der Haltung der Empathie, der Logik des Herzens, der Zuwendung zum anderen Menschen im Vorbild Jesu. Das ist meines Erachtens die größte Herausforderung. Wenn die gelingt, dann gelingt alles andere auch. Im Blick auf Europa ist für mich die zweite größte Herausforderung das Klima, die Bewahrung der Schöpfung. Die Bewahrung der Schöpfung ist meines Erachtens *das* Zukunftsthema. Alle anderen Fragen erübrigen sich, wenn wir da nicht wirklich beherzt und engagiert dran bleiben. Ein anderes Thema der Herausforderung ist die gerechte und gute Verteilung der Güter. Also diese drei größten Herausforderungen

sehe ich: die persönliche Haltung, Umwelt und Schöpfung und die gute und gerechte Verteilung der Güter.

Polak: Danke. Und Sie, Herr Dr. Landau?

Landau: Ich würde mir manchmal wünschen, dass es uns als Kirche, mir als Christ, dass es uns als Christen gelingt, nicht nur an Gott zu glauben, sondern auch stärker aus diesem Glauben heraus zu leben. Ich glaube, dass Gott etwas mit den Wegen und Umwegen anfangen kann, mit den Stärken und Schwächen, weil jeder von uns Stärken und jeder von uns Schwächen hat. Dass wir ein Stück weit unterwegs sind und die Frage hilfreich sein mag: Was möchte Gott heute und hier von mir? Was führt in die größere innere Weite? Was führt in die größere innere Freiheit? Was macht diese Welt ein Stück zukunftstauglicher und lebenswerter? Ich meine, es geht um die Ausrichtung nach den Rändern der Gesellschaft. Ich bin überzeugt, wir können Zukunft gut gestalten, wir werden den Weg bewältigen, auch dort, wo er steiler wird. Aber dazu ist es notwendig, zusammenzustehen und auf die Schwächsten nicht zu vergessen. Ich bin überzeugt, dass gerade die vergangenen Jahre in Österreich gezeigt haben, dass der Sozialstaat wirkt. Dieser Sozialstaat gehört reformiert, aber nicht diffamiert. Er ist eine Investition in den Zusammenhalt, ein unverzichtbares Element für eine gute Zukunft. Daneben sehe ich, dass es in Österreich und auch an vielen anderen Orten dieses wunderbare Geschenk gibt, zu sehen, wie viele Menschen sich aus dem Glauben heraus auch für andere Menschen engagieren. Ich sehe das jeden Tag in den Pfarrgemeinden. Ich sehe das jeden Tag an mehr als 1.000 Orten in ganz Österreich. Orte, an denen wir als Caritas präsent sind, mit tausenden Freiwilligen, mit tausenden hauptamtlich Engagierten, wo es um Armutsbekämpfung geht, wo es um Integration geht, wo es um die Begleitung von Menschen geht. Global gesehen ist Not vielleicht plakativer, wenn ich etwa weiß, dass das Ausbleiben der Regenfälle in Afrika und die damit einhergehende Dürre bis zu 20 Millionen Menschen unmittelbar bedroht. Für mich macht

diese Gleichzeitigkeit auch deutlich, wir brauchen eben nicht nur eine Globalisierung der Märkte, sondern auch eine Globalisierung des Verantwortungsgefühls. Bischof Franz Kamphaus meinte, dass wir heute wirtschaftlich global handeln, politisch multilateral, aber moralisch und ethisch erstaunlich provinziell. Ich glaube, diesen Widerspruch müssen wir auflösen durch so etwas wie eine Globalisierung des Verantwortungsbewusstseins. Und dazu möchte ich gerne meinen Beitrag leisten. Einen Beitrag zu einer Kirche, die am Evangelium und an der befreienden Botschaft Jesu Maß nimmt. Einer Kirche, die den Mut zum Widerspruch findet, die aufrüttelt – zunächst einmal mich selbst und alle Gläubigen, aber auch die Gesellschaft insgesamt. Dies nicht zuletzt in der Überzeugung, dass sich die eine Not nicht gegen die andere ausspielen lässt.

Ich glaube, dass wir die Chance und Möglichkeit haben, an so etwas wie einer Zivilisation der Nächstenliebe und der Solidarität mitzubauen, eine Zivilisation auch verantwortungsvoller Freiheit. Das gilt in Österreich, in Europa und weltweit gesehen. Das heißt, Gott ist für mich ein Gott der Befreiung, der Menschen seine Freiheit schenkt. Ich glaube, dass Menschen, die den Glauben leben, ein Stück weit Zeuginnen und Zeugen der Freiheit sein können und sein sollen, für die Freiheit aller und ganz besonders jener, die unterdrückt und ausgegrenzt und an den Rand gedrängt worden sind. Johannes Paul II. hat das 1996 in einer Rede so gesagt: „Die Kirche soll Protagonistin der verantwortlichen Freiheit sein“. Und von daher, glaube ich, ist ein ganz zentrales Leitmotiv der Bibel inspirierend bis zum heutigen Tag, nämlich diese Zusage „Fürchtet Euch nicht!“. Kirche als Mutmacherin und Horizonterweitererin – das gefiele mir eigentlich ganz gut.